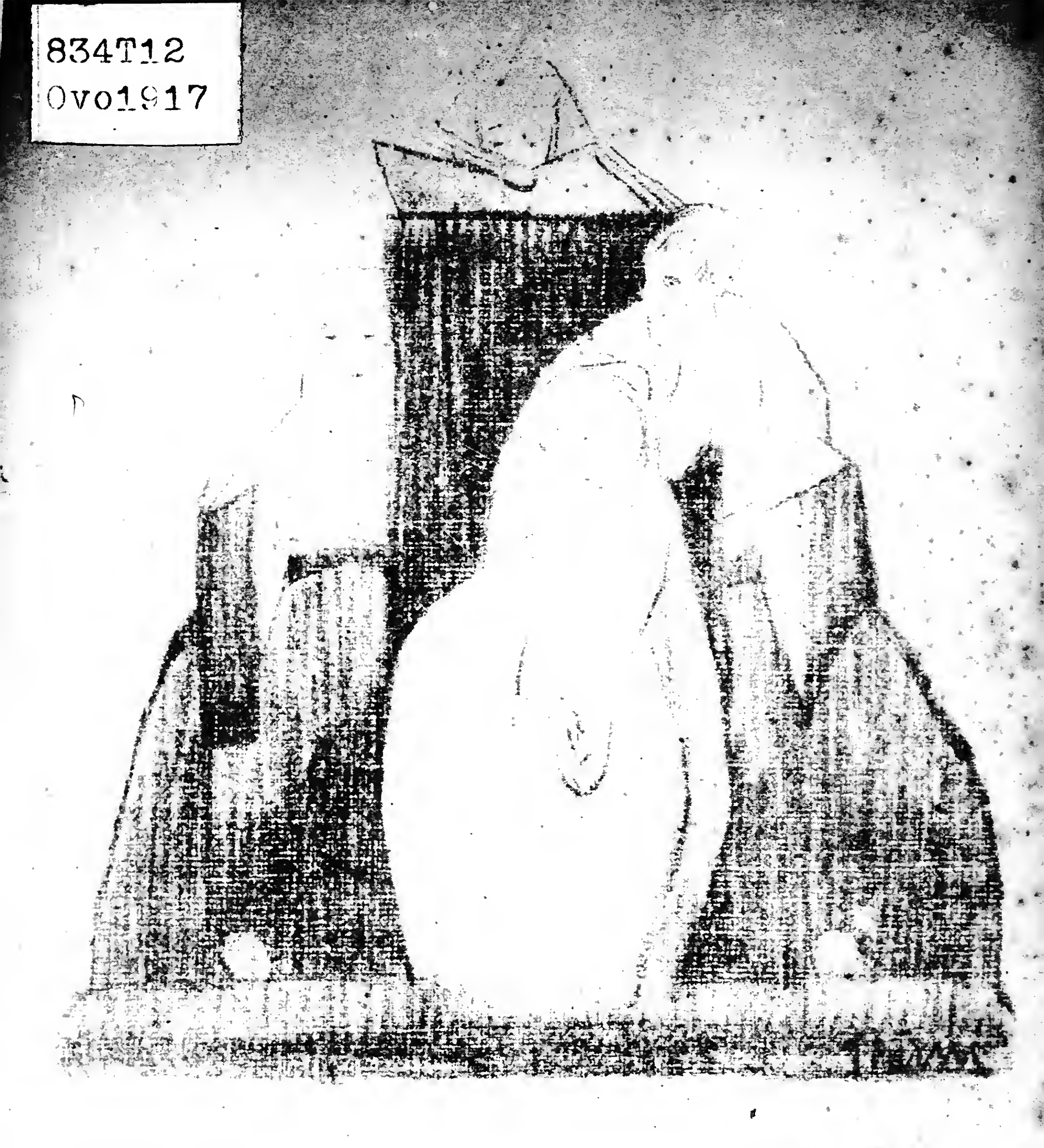
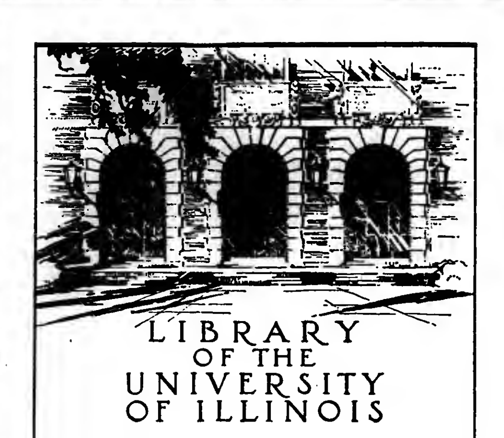


Die Vollendung eines Herzens

Novelle von Theodor Tagger

VERLAG BENJAMIN HARZ / BERLIN / WIEN





Vom selben Verfasser:

Der Herr in den Nebeln . . . . . *Gedichte*

Über einen Tod . . . . *Ein Versuch*

Das neue Geschlecht

Programmschrift gegen die Metapher

Verlag Heinrich Hochstim, Berlin

Morgenröte der Sozialität . . *Zweite Auflage*

Pascal: Größe und Nichtigkeit *Übertragung*

Verlag Georg Müller, München 1914

Dritte Auflage

DIE VOLLENDUNG EINES HERZENS

EINE NOVELLE

VON

THEODOR TAGGER

BERLIN 1917
VERLAG HEINRICH HOCHSTIM

SECHS ORIGINAL-LITHOGRAPHIEN VON ERICH THUM

LADISLAUS COCA

FREUNDSCHAFTLICH GEWIDMET





I.

Sie war sechzehnjährig, als der vielseitige Literat F. B. sie entdeckte. Das etwas widerstandslose Gesicht und der leichte Bau ihrer Gestalt erregten seine eingehende Aufmerksamkeit. Der erfahrene

Mann beobachtete ihren mit reizfähigen Instinkten begabten Geist sie waghalsig verführen, mehr aufzunehmen, als sie verstand, was ihm gefiel. Er brachte sie nach einiger Zeit in seine Kreise.

Zwei Jahre später — sie war noch nicht achtzehn und hatte die Spur des Literaten schon verloren, doch von verschiedenen anderen Seiten Aufmerksamkeit erfahren, begab sie sich in ärztliche Behandlung.

Sie mußte diese das folgende Jahr wiederholen. Der Arzt schloß eine Gesamtuntersuchung an und stellte außerdem an den Lungenspitzen katarrhalische Geräusche neu fest. Sie drangen verhältnismäßig rasch vor, er verschärfte die Gegenmaßregeln einer besonders kräftigen Nahrung und einer Liegekur.

Gerade damals waren ihre Freunde allgemein genötigt, zu verreisen, bald sah sie sich allein und außerstande, die hohen Ausgaben zu leisten. Und mußte, was ihr pflichtbewußtes Herz schmerzlich überwand, nun auch die Besuche, die sie in der ersten Angelegenheit dem Arzt regelmäßig noch zu machen hatte, endgültig aufgeben.

Es gelang ihr, Bekanntschaften zu erneuern,

die sich ihrer gelegentlich annahmen. Bis sie nach einem weiteren Jahr, mit ihrer Freundin Mary die Sperlenstraße überquerend, an einem regnerischen Nachmittag ziemlich unerwartet zu Boden fiel. Sie konnte nicht allein aufstehen und mußte nach Hause gefahren werden. Am nächsten Morgen brachte man sie in das St. Michaeler Krankenhaus, nachdem die Freundin ihr Eintreffen, unverständlich und erschrocken, durch das Telephon angekündigt hatte.

II.

Auf die Frage, was sie wolle, gab sie an, daß man sie immer das Reh genannt habe.

Die Freundin schob sie leicht beiseite, machte aufgeregt und sich oft überstürzend die notwendigen Mitteilungen. Es stellte sich heraus, daß die Kranke Elisabeth Heimer hieß. Sie war ohne Beruf und von Eltern, deren Verbleib unermittelt blieb. Während sie selbst die Freundin sei, sie nenne sich Marianne Staup. Doch habe sie von Fräulein Elisabeth den Namen Mary erhalten und sich gern an ihn gewöhnt.

„Ich lernte“, versicherte Frau Staup, „Fräulein Elisabeth im vorigen Sommer kennen.“

Die dem Bureau vorstehende Schwester unterbrach: sie wünsche nur zu hören, womit ihr gedient werden könne. Das Gesicht sah geschnitzt aus dem großen und gestärkten weißen Kragen heraus.

„Was Fräulein Elisabeth fehlt, kann ich eigentlich nicht genau sagen,“ und Frau Staup verstummte erschrocken.

Die Vorsteherin machte eine verschärfte Kopfwendung nach rechts. Eine der diensthabenden Uneingekleideten schoß hervor und wandte sich an die verwirrten Frauen. Sie zog sie bestimmt in eine Ecke des Zimmers.

Fräulein Elisabeth lächelte:

„Sie sind sicher freundlicher als die große schwarze Frau.“ Sie nahm die Hilfsschwester bei der Hand.

Marianne Staup fuhr rasch dazwischen:

„Sie ist sehr schwach. Gestern ist sie auf der Straße hingefallen. Wir wären aber nicht gekommen, Sie zu stören, wenn es nicht Frau Woike unbedingt verlangt hätte. Elisabeth wohnt bei Frau

Woike. Sie erklärte, es sei nötig, daß wir in das St.-Michael-Spital gingen. So sind wir hier." Sie lächelte hilflos und fuhr fort: „Ich liebe Elisabeth sehr, und ich möchte gern, daß sie wieder gesund wird. Denken Sie sich, daß Elisabeth immer weint. Es ist selten, daß sie nicht weint. Sicherlich kommt das von ihrer Krankheit. Schon als ich sie auf der Hockstraße vorigen Sommer kennen lernte, weinte sie gerade."

Die Hilfsschwester Friedberta warf einen geübten Blick auf die Kranke:

„Warum weint sie?"

„Ich weiß es nicht," und Frau Staup schwieg erhitzt.

Sie holte die Erinnerung mit einem tiefen Atemzug heraus: „Sie weinte auf der Hockstraße vorigen Sommer, ich war mit meinem Mann. Ich sprach sie an. Der Hals preßte sich mir zusammen, so weinte sie. Aber sie gab mir keine Antwort. Auch meinem Mann gab sie keine."

Die Vorsteherin drehte auf ihrem Pultstuhl langsam und unförmig den Frauen sich zu:

„Also Sie haben einen Mann. Was ist Ihr Mann?

Und warum kommt er nicht her? Wir wären rascher im klaren."

Elisabeth stieß einen erschrockenen Laut aus und sah rasch weg. Auch Frau Staup war blaß.

„Mein Mann ist jetzt nichts. Er war einmal Lehrer an einem Gymnasium. Er reist jetzt, er ist schon seit zwei Wochen wieder fort."

„Er kommt nicht mehr wieder." Die Vorsteherin lachte laut.

„O, er kommt. Er hat das schon öfter gemacht, ich weiß nie, wohin er fährt, aber er kommt immer wieder."

Die Vorsteherin bemerkte scharf:

„Haben Sie Papiere?"

Die beiden Frauen schraken wieder auf.

„Was für Papiere?"

„Sie können sich denken, daß ich nicht den Taufschein meine." Aber sie unterbrach sich und nahm Kenntnis von der unbezweifelbaren Verwirrung der beiden.

„Was macht sie den ganzen Tag?" mit dem Federhalter auf Elisabeth Heimer zeigend.

„Ich kann es nicht genau sagen, Schwester. Sie

liegt viel, sie ist ja krank und sehr schwach. Ich besuche sie jeden Tag zu Mittag, wenn ich Pause machen darf, sie liegt meist noch im Bett."

„Hören Sie, haben Sie Papiere vom Revierarzt?"

Elisabeth, streng angesehen, fing nun zu lachen an, herzlich, aber nicht sehr laut:

„Ich bin kein Kind mehr, daß ich bei strengen Augen erschrecke." Sie wandte sich an die Hilfsschwester und wies auf die Vorsteherin:

„Sie sieht wie ein alter Bauer aus," sagte sie vergnügt.

Die Vorsteherin hatte es nicht gehört:

„Sie waren nie beim Revierarzt?"

Frau Staup versicherte begütigend, daß auch sie den Revierarzt nicht kenne.

„Und schlafen Sie auch immer bis zum Abend?"

„Nein, ich bin angestellt im Handschuhgeschäft Mohl, Kaiserstraße. Nur heute früh bin ich ausnahmsweise hier."

„Und was machen Sie bei Nacht?" Der Mund der Vorsteherin spannte sich elastisch über das ganze Gesicht.

Frau Staup, ganz überrascht:

„Bei Nacht schlafe ich."

„Sind Sie auch krank? Also warum halten Sie uns auf? Schwester Friedberta?" Und die Vorsteherin drehte sich wieder ihrem Pulte zu.

„Sie hat einen Rücken wie eine schwarze Wand," dachte Elisabeth langsam.

„Ich habe Elisabeth damals, als sie weinte, von selbst angesprochen," begann wieder Marianne Staup.

„Wollen Sie mir Ihre ganze Lebensgeschichte erzählen?" Schwester Friedberta sah sie freundlich an.

„Es ist besser, Sie wissen alles, was ich von ihr weiß Sie können dann Elisabeth besser gesund machen."

Hier zeigte Schwester Friedberta zum erstenmal ihr ländliches Lächeln.

„Ich sagte meinem Mann: Sie muß sehr unglücklich sein. Auch mein Mann versuchte, aus ihr ein Wort herauszubekommen. Aber sie sagte nichts und weinte weiter. Schließlich gingen wir."

Schwester Friedberta blinzelte: „Aber Sie sind wieder zurückgekommen."

„Mein Mann hat erfahren, wo sie wohnt. Er ist später wieder zu ihr zurückgegangen." Frau Staup

regte sich auf. „Ich stand plötzlich allein auf der Straße."

Elisabeth Heimer schloß leise die Augen. Sie setzte sich auf einen Stuhl:

„Er hat mich gleich geküßt — und er roch schlecht."

„Hören Sie —" Die Vorsteherin erhob sich deutlich vom Pult. „Sie sind überhaupt nicht krank. Man wird Sie meinetwegen untersuchen. Aber Sie kommen gleich wieder hinaus. Für Geschichten haben wir keine Zeit."

Elisabeth schluchzte unerwartet und gehackt. Schwester Friedberta nahm sie rasch bei der Hand.

Die Vorsteherin riß ein Blatt von einem Block.

„Seien Sie jetzt still." —

Frau Staup äußerst geängstigt, lief auf sie zu. Während die andere sie nicht beachtete:

„Schreiben Sie nichts Schlechtes, ich bitte Sie, sie ist sehr krank. Sie macht sehr viel mit."

„Nehmen Sie hier dies Papier." Sie schob es ihr zu.

Marianne Staup nahm es bestürzt in die Hand.

Die Vorsteherin wies mit einem langen, gichtischen Finger auf Schwester Friedberta und drehte sich scharf wieder ihrem Pult zu.

Schwester Friedberta winkte beiden. Sie führte sie in das Vorzimmer des Ambulatoriums, hieß sie warten und ging mit einem freundlichen Blick.

Sie warteten lang und allein. Elisabeth Heimer erklärte, sie würde gern schlafen. Frau Staup zitterte.

Plötzlich ging die Tür auf und der Arzt im weißen Kittel erschien. Sie erschraken. Aber mit einer Milde, die beide Frauen sehr bestach, nahm er ihnen das Papier und gab einer jeden die Hand.

III.

„Das Fieber sinkt. Wir haben bald nur mehr 37,5 und können dann schon auf einen halben Tag aufstehen."

Sie sagte: „Lieber Doktor —." Ihr Gesicht überzog sich leicht.

Er blieb ernst: „Aber dann sind wir noch lang nicht gesund. Die Lunge ist sehr aufmerksam, daß man sie nicht vernachlässigt. Und wir haben ja außerdem noch eine andere Sache." Er lächelte gut.

„Du hast schon weißes Haar — ich vergesse es immer, wenn Du weggehst. Ich sehe Dich anders.

Du bist aber doch ein alter Mann?" Sie blickte ihm gespannt in die Augen.

Da er nicht antwortete:

„Oder haben die berühmten Doktoren immer weißes Haar? Mary sagte mir, Du wärest ein berühmter Doktor. Aber ich sehe es ja selbst."

„Hat meine kleine Patientin an nichts anderes zu denken? Ich werde ihr Bücher schicken."

Sie wehrte heftig: „Ich habe schon genug gelesen. Alle Werke von F. B. zum Beispiel. Hast Du auch Bücher geschrieben? Aber nein, Du siehst viel zu ernst aus. Ich will keine Bücher."

„Meine kleine Patientin denkt zu viel. Sehr schädlich ist das."

Sie blies die Wangen auf und sah ihn spöttisch an:

„Das höre ich zum erstenmal. Ich habe nicht gern, daß man sich über mich lustig macht."

Aber es blieb dabei: „Sie werden sich noch den Kopf zerbrechen, wenn Sie soviel denken."

„Ich möchte, daß Du mit mir über ernstere Sachen sprichst. Wie alt bist Du?"

„Achtundsechzig."

Sie war erstaunt. „Ist das alt. Aber ich bin auch

schon alt. Ich weiß längst nicht mehr, wie alt ich bin. Manchmal wundere ich mich, daß ich noch keine weißen Haare habe, sie müssen ganz plötzlich kommen," schloß sie, leise geängstigt.

Er nahm sie bei der Hand:

„Sie kommen noch lange nicht bei einem so kleinen Mädchen. Aber es muß gesund werden."

„Ich habe schon lang gelebt."

„Sie haben früh angefangen. Sie müssen das alles wieder vergessen."

Sie widersprach. Aber er fügte hinzu: er werde bös, und sie schwieg unverzüglich.

Unerwartet standen Tränen in den Augen:

„Alle Männer werden plötzlich bös mit mir und lassen mich plötzlich allein." Sie erhob sich, umfaßte seinen Hals: „Du darfst mich nie allein lassen," sagte sie erregt und fiel dann hustend auf das Kissen.

Er fuhr über ihre Stirn:

„Wir werden das kleine Mädchen schon gut unterbringen. In diesen zwei Wochen hat es sich bedeutend erholt. Alles andere kommt von selbst." Seine Augen leuchteten sanft. „Sicherlich wird das

kleine Mädchen, bis es erst gesund ist, folgsamer sein als im Bett, wo es zu viel denkt, und mir jedesmal dumme Sachen sagt, wenn ich komme. Dafür ist die Temperaturkurve stark vernachlässigt."

Sie schloß die Augen: „Ich möchte bald aufstehn dürfen. Ich versäume alles, wenn ich so lang liege. Hilf mir, daß ich gleich aufstehn kann. Es ist ein großes Glück, herumgehn zu dürfen. Auch Liegen ist ein großes Glück. Aber ich kenne jetzt schon das ganze Zimmer."

Gab er ihr Anweisungen, hörte sie nur halb. Sie unterbrach ihn lebhaft:

„Die Welt ist groß," und breitete die Arme. „Oh, ich lebe. Ich möchte lange leben." Ihre Augen strahlten, daß er sich abwenden mußte.

„Ich habe sehr viel vor," fügte sie plötzlich hinzu und nickte ernst.

Da er schwieg:

„Du sagst nie etwas Schönes zu mir? Aber ich weiß, daß Du dasselbe denkst, Du gibst mir recht. Ich habe schon viel gesehn, aber ich fühle, daß es noch unendlich viel für mich gibt, und ich will alles." Sie küßte stürmisch seine Hand. „Du mußt

sehr unglücklich sein, daß Du alle Menschen zum Liegen zwingst, während alle hinaus wollen, hinaus. Du meinst es gut, ich spüre es deutlich. Ist es immer sehr unglücklich, Doktor zu sein?" Sie hatte einen fernen Blick, der ihn lang und genau umfaßte. „Aber wir sind Dir dafür dankbar," schloß sie leise und etwas forschend.

Er erhob sich ungern und streng:

„Wir haben genug geredet für heute. Morgen beginnen wir mit den Spülungen." Er sah sie unsicher an und wandte sich um.

Sie sprang aus dem Bett, lief ihm zur Türe nach.

„Du hast mich heute nicht geküßt." Sie schmiegte sich an ihn.

Der Arzt nahm ihren Kopf in beide Hände und küßte sie leicht auf die Stirn.

„Aber wir müssen sehr folgsam sein, kleines Mädchen." Er trug sie in das Bett zurück.

Ihr fror. Sie sah ihn erschrocken an.

Er strich begütigend über das Haar.

IV.

Frau Staup besuchte sie täglich.

„Du machst Fortschritte," sagte sie und setzte sich gerührt an ihr Bett.

„Ich stehe bald auf." Elisabeth wurde blaß.

„Wenn ich im Bureau meinen Besuch anmelde, macht die dicke Schwester immer ein so strenges Gesicht." Sie zeigte das strenge Gesicht und beide lachten.

„Ich stehe bald auf. Ich komme mir wie in einem Gefängnis vor. Ich kenne das Zimmer nun schon so gut."

„Du mußt tapfer sein."

„Ich werde es nicht mehr lang ertragen. Auch den Arzt. Er ist immer derselbe."

„Er ist ein herzensguter Mensch." Sie wiederholte es tadelnd und mit Nachdruck. „Du hast viel Glück gehabt, einen so herzensguten Menschen zu treffen. Nicht alle Ärzte sind so." Frau Staup nahm sie bei der Hand.

Aber Elisabeth wiederholte: „Ich habe schon genug, er ist immer derselbe." Plötzlich hob sie den Kopf erstaunt: „Nicht alle Ärzte sind so? Ich habe schon einen gekannt, er war jünger und besser. Ich mußte mich nicht ins Bett legen. Der hier ist sehr ängstlich. Ich ertrage es nicht mehr."

„Er meint es besonders gut mit Dir, das habe ich bemerkt. Er wird Dich nicht entlassen, bevor Du ganz gesund bist."

Elisabeth hob leicht die Brauen.

Sie griff plötzlich nach dem Kopf der Freundin und preßte ihn an ihre Brust:

„Bringe mir Menschen herauf, Mary, ich muß neue Menschen sehen, ich sehe nur immer Dich und den Doktor, ich halte Euch beide nicht mehr aus."

Frau Staup war bestürzt und ratlos. Sie fing laut an, Vorwürfe zu machen. Elisabeth schluchzte. Dann riß sie sich unerwartet los und drehte sich zur Wand. Sie sprach kein Wort mehr. Marianne Staup saß noch lange bei ihr, und war noch leise erschrocken, als sie sie verließ.

Zwei Tage blieb sie fort und kam dann nur auf einen Sprung:

„Mein Mann ist zurück," sagte sie aufgeregt. „Ich habe ja gewußt, daß er mich nie ganz verlassen wird." Sie lächelte unter zwei Tränen.

Elisabeth öffnete ihr die Augen groß zu.

„Ich will ihn nicht sehen." Sie war blaß.

„Er soll nicht erfahren, wo Du bist." Frau Marianne küßte besorgt und zärtlich ihr Haar. „Du kannst ruhig sein. Er will mir nicht erzählen, wo er war. Seitdem er nicht mehr auf dem Gymnasium ist, weiß ich längst nicht, was er eigentlich macht. Dabei verdient er jetzt nichts. Er läßt aber auch das Trinken. Ich kenne mich schon nicht mehr aus. Ich bin nur froh, daß ich bei Möhl bin. Ich könnte sonst verhungern." Sie schwieg, fast befriedigt.

Der Arzt trat ein:

„Ah, die Freundin.“ Er reichte ihr warm die Hand.

Elisabeth sah sie beide feindlich an und preßte die Lippen fest. Sie blieb auf alle Fragen eine Antwort schuldig.

Der Arzt bemerkte gütig:

„Das kleine Mädchen trotzt“ und wandte sich Frau Staup zu. Elisabeth entdeckte, daß sein Gesicht verrunzelt war. Sie sagte es laut:

„Nicht nur Dein weißes Haar macht Dich alt. Du hast auch ein ganz altes Gesicht. Und Deine gebückte Haltung,“ sie lachte laut und zufrieden auf.

Plötzlich schmerzte es sie, und sie drückte den Kopf in das Kissen. Beide liefen auf sie zu.

Aber sie wandte sich ruhig um und ihre Augen waren wieder freundlich und klar.

„Laßt mich allein.“ Sie schrie beinahe. „Ich habe keinen Atem,“ hustend brach sie ab.

Frau Staup winkte, äußerst erschrocken, dem Arzt.

Draußen erklärte sie erschöpft:

„Elisabeth will, daß man ihr neue Menschen bringt, sie will sich zerstreuen, sie sagt, sie hält es im Zimmer nicht mehr aus. Aber ich kenne niemand.“

„Es wäre gefährlich, sie braucht Ruhe," und der Arzt lächelte sanft. Plötzlich fragte er: „Haben Sie einen Augenblick Zeit?" und führte Frau Staup in sein Zimmer.

Er begann leise:

„Sie kennen Ihre Freundin lang? Sie kennen Ihr Leben? Ich stelle es mir vor. Seit Jahrzehnten behandele ich solche Frauen. Ich habe nie so darunter gelitten, wie bei Elisabeth Heimer, das gestehe ich, denn ich habe noch nie den zugrunde gerichteten Menschen dahinter gespürt." Er unterbrach: „Übrigens nicht zugrunde gerichtet. Er ist noch in ihr, in einer seltenen Stärke." Er sah prüfend auf Frau Staup: „Können Sie das Seltene an Ihrer Freundin verstehn? Die anderen Frauen solcher Art haben ihre Gründe, ihre praktischen Vorteile, diese hat ihren Drang. Es ist eine ganz andere Sache. An ihr ist es der Mensch, der sie zu einer solchen Frau werden ließ."

„Zu was für einer Frau?" Marianne Staup verstand ihn nicht.

Er ging mit einer erstaunten Handbewegung darüber: „Ich sagte schon: es kommt auf das Motiv

an. Ihr Motiv ist rein und unbeabsichtigt. Ich verurteile ja nichts. Sie hat eine unerhörte Lebenskraft. Der Mensch ist unverwüstlich. Ich empfinde als Arzt mit ihr die tiefste Genugtuung des Lebens: daß wir im Grunde überflüssig sind. Sie ist für mich von unendlicher Bedeutung geworden," schloß er, ohne die Stimme zu heben.

Frau Staup schwieg, gerührt und verlegen.

Er fuhr fort:

„Sie sagte mir einmal, sie könnte sich nie das Leben nehmen. Das ist es. Sie werden kaum ahnen, Frau Staup, wie tief das hier gedacht ist. Denn sie denkt, und viel zu viel. Lächerlich aber, es ihr austreiben zu wollen." Er wurde etwas unruhiger. „Dieses viele Denken gehört zu ihr und zu ihrer Unverwüstlichkeit. Sie hat etwas Unzerbrechliches in sich, es beschäftigt mich täglich. Ich fürchte, daß wird sie immer weiter verführen. Deswegen spreche ich zu Ihnen, Frau Staup, Sie müssen mich gut verstehn. Leider kann ich es nicht anders erklären."

Sie sah mit offenem Mund in seine plötzlich glänzenden Augen. Sie hatte das Gefühl, er sei ein großer Mann und sie müsse jedes Wort gut be-

halten. Sie schloß die Fäuste, um ihn besser zu verstehn.

Er fuhr fort:

„Es kommt alles darauf an, daß sie, wenn sie von hier geht, nicht Gelegenheit zu viel Freiheit findet. Sie würde sich sonst sofort von ihrer ungeheuren Sehnsucht nach allem, was ihr neu ist, verführen lassen. Glauben Sie mir, Frau Staup, sie wäre dann verloren. Solche Menschen zieht besonders das Schlechte an, denn sie empfinden es nicht als schlecht, sie spüren in ihm die Reize eigentümlicher Verheißungen. Man darf sie nicht verurteilen. Verstehn Sie mich." Er schwieg, sehr unruhig und besorgt. Er suchte auf seinem Schreibtisch nach einem Gegenstand und spielte mit ihm, sah prüfend auf Frau Staup, hatte das Gefühl, er spräche zu sich selbst, doch sei es notwendig, und nahm es wieder auf:

„Sie sucht in allem das Ende, und sie wird alles bis zu Ende leben wollen. Alles, selbst das Gute, ist für sie gefährlich, denn sie wird bis zum Ende durchdringen wollen, und da ist es immer schlecht. Man muß begnügsamer leben in allem, sie ist aber maßlos und auf alles gereizt, was ihr begegnet, es

zu verfolgen. Es kommt also darauf an, Frau Staup, ihre Begegnungen gewissermaßen zu regulieren." Er fügte entschlossen hinzu: „Ich habe mir etwas gedacht", und wurde rot.

„Es ist etwas in ihr, das zu Ende laufen will." Er nahm es hilflos wieder auf. „Ich habe Angst davor. Sie wird nie ausweichen, das Gefährliche und Böse empfinden wir stärker, und sie braucht dieses starke Lebensempfinden." Dann unvermittelt: „Sie fährt am besten nach dem Süden, bis sie reisefähig ist. Auch ihre Lunge muß gesund werden, ich möchte dafür sorgen. Und ich möchte sie weiter um mich behalten. Ich könnte sie wie meine Tochter lieben." Er sah betroffen auf Frau Staup und schwieg.

Sie war ergriffen. Sie erklärte, daß sie ihn jetzt ganz verstehe. Auch sie liebe Elisabeth, denn sie sei ein Mensch, den man lieben müsse. Und wenn sie nur die Mittel hätte, sie würde ihr helfen. Aber leider sei ihr Mann unzuverlässig und augenblicklich außer Stellung. Und sie selbst verdiene kaum ausreichend für sich. Sie schloß, daß sie bei Möhl angestellt sei und sich unendlich freue über das Glück, daß Elisabeth ihm, dem Herrn Doktor, begegnet sei.

Er nickte ihr zu, ohne sie eigentlich richtig zu sehn, sagte plötzlich: „Leben sie wohl" und ging rasch. Sie holte ihn bei der Türe ein und rief ihm, bewegt und voller Tränen nach, sie habe einen so herzensguten Menschen noch nie getroffen.

Am selben Abend stand er an ihrem Bett und erklärte ernst und unterdrückt, sie müsse in ein Sanatorium nach der Schweiz.

Sie wich geschickt aus. Aber sie wollte wissen, was ein Sanatorium sei. Als sie es erfuhr, versteckte sie den Kopf unter der Decke und lachte von unten hervor. Als er zu drohen versuchte, weinte sie sofort.

Er wiederholte betreten, daß die Lunge gefährlicher sei als das andere.

Sie hörte nicht mehr zu. Sie sah ihn langsam an und sagte plötzlich aufrichtig:

„Manchmal kommt es mir vor, als wenn Du mich liebtest." Sie schwieg zufrieden und setzte dann fort: „Manchmal ist mir, als wenn Du etwas für mich aufhebst, um mich plötzlich zu überraschen. Aber ich habe bis jetzt noch nichts bekommen."

Da er schwieg, in einem ganz anderen Ton:

„Ich habe einmal gelesen, daß oft die größten Männer kleine und schlechte Frauen lieben. Sicher bist Du einer der größten Männer. Ich möchte nicht, daß Du mich liebst." Sie blies die Wangen auf und sah ihn erwartungsvoll an.

Er senkte seinen Kopf über den Fußboden:

„Ich kenne Dich nun schon lang genug, ich sehe Dich jeden Tag. Du bist ein kleines Kind. Es sind in Dir so viele Anfänge — aber das verstehst Du nicht. Ich verspreche Dir, daß ich Dich ganz gesund mache, wenn Du folgsam bleibst und mir vertraust."

„Ich kann nicht mehr folgen, wie ein kleines Kind," bemerkte sie erstaunt.

Das bewegte ihn sichtlich. Er schob den Stuhl näher an ihr Bett, beugte sich über sie und legte seine Hände auf ihre Achseln. „Ich verspreche Dir, daß ich Dich immer beschützen werde: aber Du mußt folgsam sein wie ein kleines braves Mädchen, denn das bist Du ja eben."

Sie sah ein wenig verwirrt in sein Gesicht hinauf und schüttelte sich dann frei.

„Ich könnte Dich hassen," sagte sie leise.

Er hörte seinen Puls schlagen und lehnte sich zurück auf den Stuhl an ihrem Bett.

„Du brauchst meinetwegen nicht in ein Sanatorium. Ich nehme Dir eine kleine Wohnung. Du wirst ganz frei sein und kannst tun, was Du willst. Nur mußt Du erst gesund werden. Es ist das alte Lied," schloß er, dünn und zitternd.

„Ich verstehe noch nicht, was Du willst." Plötzlich lauernd:

„Du liebst mich."

Er bejahte deutlich. „Es sind in Dir so viele Anfänge."

„Aber wie kann ein so großer Mann mich lieben." Sie erfaßte es nicht. „Es ist etwas rätselhaft," sagte sie. „Du willst mich heiraten."

Er lächelte nur weit und nickte.

Sie verlor ihn für einen Augenblick vor den Augen. „Es ist nicht so einfach." Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe große Fehler."

„Ja. Du denkst zuviel. Sonst weiß ich keinen großen Fehler."

„Ich bin krank."

„Aber ich bin ein Arzt."

Sie machte eine Pause und sah ihn ernst an:

„Du bist sehr alt."

Er hielt ihrem Blick stand:

„Dann werde meine kleine Tochter."

„Ich bin schon eine Frau, da kann ich nicht wieder eine kleine Tochter werden." Sie fand ihn unverständlich. „Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst. Aber ich habe Angst. Ich habe vielleicht gerade deswegen Angst. Ich warte, daß Du mir noch etwas sagst, aber ich weiß nicht, was."

Er entdeckte ihren gespannten Ausdruck und war vollkommen verwirrt.

„Wir wissen es beide nicht." Es überstrich ihn schmerzhaft, daß er sie jetzt verloren habe. Er schwieg bedrückt. „Wir können uns nicht verstehn," sagte er schließlich und stand unerwartet auf. Sie bewegte sich nicht, verfolgte ihn mit aufmerksamen Augen und er ging ohne ein weiteres Wort.

Sie blieb ratlos und dachte sehr angestrengt. Die Lampe blendete ihr in die Augen, ohne daß sie es merkte. Sie fing plötzlich zu schluchzen an, suchte ihre Gedanken zusammen und fand keine Antwort. Sie empfand sich schlecht und verstand sich nicht. Es

muß jetzt etwas geschehen sein, sagte sie leise und hilfslos. Ohne daß sie einen Grund hatte, erinnerte sie sich plötzlich an Paul Büchsenstein. Paul Büchsenstein war ein Maler aus den Kreisen des Literaten F. B. Sie war oft in seinem Atelier. Es fiel ihr deutlich eine qualmige Stimme ein, die seltenen Vorzüge ihres Aktes loben. Sie saß ihm zu mehreren Arbeiten, einmal als Leda. Das Bild kam in eine Ausstellung, und sie war stolz. Sie stellte sich neben die Leinwand und beobachtete genau die Besucher, ob sie erkannten, daß sie die Leda sei.

Sie liebte Büchsenstein wenig, aber sie verfolgte jetzt diese Spur. Sie ging mit ihm in ein Caféhaus, wo er für sich große Schüsseln bestellte, für sie hingegen nur einen Tee. „Du hast wohl schon zu Mittag gegessen, ich noch nicht," sagte er qualmig. Er mußte aber wissen, daß sie auch noch nicht gegessen hatte.

V.

Zu Mittag sprang sie aus dem Bett. Sie zog sich eilig an und sammelte ihre wenigen Sachen in den Reisesack.

Sie kroch zur Tür und lauerte. Als sie lange keine Schritte gehört hatte, öffnete sie vorsichtig und lautlos. Sie stellte sich in der Türspalte auf den Sprung. Sie sah sich mehrmals um, trat schließlich heraus, schloß leise wieder und lief mit leichten großen Schritten zur Treppe. Im tieferen Stockwerk ließ sie sich mehr Zeit. Sie war sicher, daß man sie nicht kannte. Einer Schwester, die vorüberging, sah sie ruhig ins Gesicht und nickte.



Unten kam sie behend am Bureaufenster vorüber und stand plötzlich auf der Straße.

Sie blieb stehen und fühlte sich außerordentlich müde. Sie mußte mehrmals husten. Auch war sie ratlos. Sie überlegte angestrengt, wohin sie gehen sollte. Sie hatte Angst vor Mary, daß sie die Flucht tadeln würde. Es kamen ihr Tränen. Sie sagte leise: „Ich konnte nicht mehr," atmete tief und ging ein paar Schritte. Sie schwankte und war unsicher. „Es ist das Bett," dachte sie und lehnte sich an die Mauer. Sie prüfte aufmerksam die Vorübergehenden, ob sie keiner kenne. Lang stand sie so und sprach sich Mut zu, faßte schließlich einen Entschluß und fragte umständlich die Straßen durch, bis sie vor dem Hause der Frau Marianne Staup stand. Sie stieg die Treppen hinauf und blieb dann ängstlich vor der Tür. Ihr Atem ging tief und laut. Es kam ihr das Bewußtsein, sie sei feig, sie klingelte endlich.

Sie unterschied gespannt Schritte und einige gebrummte Worte, die sie nicht verstand. Aber sie erkannte die Stimme und fühlte sich sogleich leichter.

Sie öffnete die Arme und hatte das glückliche Bewußtsein: „Er wird mich retten.“ Sie lächelte aufatmend.

Die Tür ging und Elisabeth fiel Herrn Staup um den Hals.

„Cha—, wo treibst Du Dich herum.“ Er zog sie herein.

Sie bemerkte, daß er nach Wein roch, aber sie fühlte sich schwach und schwieg. Es fiel ihr wieder ein: Er wird mich retten. Ich konnte nicht mehr weiter.

„Also wo hast Du Dich herumgetrieben. Machen wir es uns bequem.“

Sie entdeckte jetzt, daß er im Hemd war.

„Hast Du geschlafen.“

Dann traten sie ins Zimmer, die Vorhänge waren heruntergelassen. Es roch übel.

„Mache die Fenster auf,“ rief sie erstickt.

Aber er widersprach, er könne sich erkälten.

Unerwartet überkam sie Angst:

„Wo ist Deine Frau?“

„Cha—, die arbeitet. Jeder ist nicht so faul wie Du. Der Mensch muß arbeiten, mein Kind.“ Er setzte sie auf seine Knie.

„Du hast mir viel zu erzählen, mein Baby. Du weißt, daß ich Dich liebe. Meine Liebe ist nicht erloschen. Warum bist Du mir durchgegangen? Jetzt lasse ich Dich nicht mehr los.“ Er lachte und küßte sie. Sie schwieg, und nur mehr ganz fern hatte sie die Erinnerung, daß sie sehr müde sei.

Er zog sie aus. Da sie sich leicht wehrte:

„Meine Frau kommt erst am Abend, sei unbesorgt.“

Sie stand willenlos da. Er mußte ihren Arm heben, um ihr die Bluse abzuziehen. Sie ließ alles geschehen, dunkel überstrich ihren ganzen Körper: Ich bin ein Stein geworden. Fern witterte es ihr entgegen: Nun fängt das Leben an. Ich konnte nicht länger bleiben. Fast sah sie sich schon neugierig um. Aber sie wiederholte mehrmals und erstaunt, daß sie sehr müde sei.

Auch dachte sie, ihm zu sagen, sie wäre vielleicht noch krank. Aber sie sammelte schwer den Entschluß und hatte leise Angst.

Sie blieben im Bett und er bot ihr eine Zigarette an. Er erklärte: „Das Leben ist zugleich schön und schwer, mein Kind. Man muß praktisch sein, sonst kommt man nicht durch. So eine schöne Sache, wie

die Liebe, kann auch nützlich werden, faßt man sie nur richtig an. Oder hast Du etwa sonst Geld, — cha."

„Ich brauche kein Geld."

Er lachte laut und erklärte eindringlich, daß jeder Mensch Geld brauche. „Aber sich schenken lassen, pfui." Er spie aus.

„Bis jetzt hast Du Dir immer schenken lassen, von hier und von dort. Das lasse ich nicht zu. Meine Freundin darf sich kein Geld schenken lassen. Sie muß verdienen. Sieh, wie meine Frau sich ihr Geld verdient."

Sie entgegnete, daß sie nicht wisse, wie.

Das besorgte ihn wenig. „Ich werde Dir helfen," und er strich ihr gutmütig übers Gesicht. „Nur nicht den Kopf verlieren. Bald bist Du reich." Er erinnerte sie, daß er sie eigentlich entdeckt habe. Ob sie schon den Abend vergessen habe, da er sie auf der Straße fand und sie weinte. Nachher habe sie nicht mehr zu weinen gebraucht. „Ich bin, weißt Du, Dein Stern," schloß er gerührt.

„Ich habe schon viele Sterne gehabt." Sie hielt sich nicht mehr und weinte laut.

VI.

Er mietete ein kleines Zimmer, das allein stand mit einer leeren Küche. Sie stellte ihren Reisesack hin. Sie blieben zusammen in der neuen Wohnung. Er zog plötzlich eine Weinflasche aus dem Mantel und war sehr aufgeräumt. Am nächsten Morgen ging er zeitig, kam aber, bevor es dunkel wurde, wieder.

„Jetzt heißt es lernen, Kind," sagte er freundlich und hielt ihr die Jacke. Er führte sie, unter unterhaltsamen Gesprächen, in eine belebte Straße.

„Noch weißt Du nicht, was Arbeit ist, mein

liebes Kind. Nun, der Mensch muß arbeiten, dazu ist er da. Jeder tut das seine, Arbeit bleibt Arbeit und vor Gott sind wir alle gleich. Du hast noch nicht verstanden, wie man einen Mann sucht. Statt dessen hast Du nur immer auf die Männer gewartet und Dich willenlos von einem zum anderen führen lassen. Nun, eine Frau muß einen Willen haben."

Es freute sie, daß er lang und ernst mit ihr sprach. Sie fühlte sich wohl und hörte aufmerksam zu. Sie hielt einen Augenblick fest:

„Vor Gott sind wir alle gleich," und schüttelte leise den Kopf.

„Und wohin führt das," fragte er tadelnd. „Was hast Du eigentlich verdient, mein Mäuschen. Sie haben Dich alle betrogen, immer bist Du zu kurz gekommen."

Sie verstand nicht alles gleich, aber sie gab ihm im Grunde recht.

„Sie haben Dich ausgenutzt, weil sie gesehen haben, daß Du ja nicht arbeitest. Sie haben sich gedacht: Vergnügen für Vergnügen. Eine schöne Rechnung," fügte er drohend hinzu. „Das merke

Dir gleich: ein Mann muß immer sehen, daß eine Frau auf Arbeit ist und es ernst meint. Dann traut er sich nicht mehr, lang etwas von Liebe vorzuschwindeln, und zahlt, wie es sich gehört."

Sie bogen in den Heinrichsweg:

„Ein Mann hat immer Angst — ist die Frau nur deutlich genug."

Es freute sie, daß er ihr so Wichtiges sagte, sie nahm sich vor, alles genau zu behalten.

„Du kannst es auf Deine zwanzig Mark bringen, mit Leichtigkeit. Bist Du nur schlau und gewissenhaft bei der Arbeit. Keine Ablenkungen, meine Liebe, das stört. Wenn ich eine Frau wäre!" Er spie aus. „In jedem Beruf muß man ernst und energisch arbeiten, dann bringt man es immer zu Geld und Ansehen. Tut einer verliebt und ist er unerfahren, so verlangst Du mehr, das ist Tarif. Ist er schon im Mantel, gib ihm noch einen leidenschaftlichen Kuß, und er schenkt Dir eine goldene Uhr dazu."

Er spie wieder aus. „Cha, erst, wenn diese Hunde verliebt tun, um nachher zu zahlen, fängt die Schweinerei an. Ich habe nie gezahlt."

Sie gingen den Heinrichsweg langsam hinauf, um diese Stunde war er belebt und aussichtsreich.

Elisabeth Heimer entdeckte bald, daß die Männer sie mit einem anderen Blick vorübergehen ließen. Er war scharf und stach sie, daß sie manchmal den Körper zurückbog. Sie glaubte sich zuerst unter einem Hagel solcher Augen. Es schmerzte merkwürdig und neu, aber sie gewöhnte sich. Als sie den Heinrichsweg wieder langsam zurückgingen, mißfiel er ihr nicht mehr.

Herr Staup traf viele Bekannte, er grüßte mehrmals, winkte mit der Hand und benahm sich sehr zuvorkommend gegen Elisabeth.

Sie begann nun gleichfalls zu beobachten. Die Frauen interessierten sie ausnehmend. Sie hatte solche Frauen noch nie gesehen, fiel ihr ein: sie waren zu sehr geschminkt und trugen grelle Hüte. Sie dachte erstaunt: ob das schön sei und notwendig? und war beschämt, erinnerte sie sich an den alten Hut auf ihrem Kopf. Nichtsdestoweniger wandten die Frauen sich gleichfalls nach ihr um. Sie sah hinter der Schminke ernste, prüfende Gesichter. Sie dachte: alles scheint nach mir zu sehen, sie kam in eine glückliche Aufgeregtheit.

„Du gehst zu wenig mit den Hüften, Mäuschen. Nun, auch das muß gelernt werden. Du gehst, als wenn Du ein junges Mädchen wärst. Mehr schaukeln. Hier ist das Leben ernst, man darf es sich nicht bequem machen, wie Du vielleicht glaubst. Alles kommt auf die Hüften an."

Sie versuchte es sofort.

„Auch nicht immer auf den Erdboden blicken. Unten liegt nichts."

Sie war ihm dankbar für seine Geduld. Angestrengt hielt sie den Kopf nun steif nach vorn. Dabei versuchte sie zu schaukeln. Es war nicht leicht.

An der Willfahrtsecke blieb sie stehen:

„Spricht Dich einer an, sagst einfach: ja, und die Sache ist erledigt. Es gibt aber auch Schämige. Cha, ich hasse sie. Der Schämige geht Dir stumm und hartnäckig nach, ohne Dich anzusprechen. Das hast Du bald im Gefühl. Er will, aber er schämt sich. Da mußt Du in eine dunklere Nebengasse einbiegen. Hier schämt sich der Hund schon nicht und holt Dich ein. Gib gefälligst acht: gerade die Schämigen drücken sich gern vom Zahlen. Halte

Dich möglichst an offene und ehrliche Gesichter. Da kommt Ihr beide auf die Rechnung und die Sache ist erledigt. Betrunkene, gewiß, sind vorteilhaft, mußt aber streng sein. Hier lohnt es sich, Anständigkeit zu markieren. Ist einer traurig, nachdenklich oder desparat, kannst alles von ihm haben. Leider zeigen sie sich selten. Ich verzieh' mich."

Er lüftete den Hut mit einer Verbeugung und ließ sie allein an der Ecke.

Sie war für einen Augenblick verwirrt von plötzlichen Empfindungen. Sie glaubte sich auf einem Kahn, der unter ihren Füßen umzukippen drohte. Nirgends fand sie einen Halt. Aber sie rettete sich streng und entschlossen, hielt den Kopf steif nach vorn und machte die ersten kleinen Schritte, bis der Boden unter ihr langsam fester wurde. Nun schaukelte sie deutlich in den Hüften.

Sie hatte bald das Gefühl, daß an ihren Füßen ein Schämiger wie mit Seilen gebunden sei, und sie zöge ihn bei jedem Schritt hinter sich her. Sie erschrak zuerst leise. Ich wäre gern noch ein wenig frei spazieren gegangen, denn das Leben

kommt sehr rasch. Es überrieselte kalt ihre Haut. Sie wußte nicht gleich, ob sie sich schon freuen sollte. Ich sollte mich noch ausruhen, nur ganz kurz. Aber man ist dicht hinter mir, und alles kommt darauf an, nicht zu versagen. Ich bestimme nicht den Augenblick, der Augenblick kommt, und jetzt muß ich schon anfangen und zeigen.

Vor der ersten Ecke zögerte sie leise. Sie fühlte sich sehr müde. Aber ihr pflichtbewußtes Herz unterdrückte die Schwächen, und mit einem kindlichen und klugen Lächeln bog sie in die Nebengasse ein.

VII.

Am nächsten Morgen erklärte sich Staup zufrieden. Er nahm das Geld:

„Aller Anfang ist schwer." Aber er wiederholte, daß er zufrieden sei.

Er setzte sich kurz an das Bett:

„Du mußt viel schlafen. Nichts ist so nötig für solches Weibsvolk, wie der Schlaf. Zu Mittag kommt eine Frau, bringt Dir Essen und räumt auf. Sie kommt jeden Tag, Ich sorge ja für alles."

Er winkte mit dem Hut und ging. Sie schlief gleich wieder ein.

Nach einer Woche sagte ihr ein Herr im Bett: „Du scheinst nicht zu merken, daß ich schon gestern bei Dir war."

Sie nickte freundlich, aber sie erkannte ihn nicht.

„Du gefällst mir. Du bist nicht so aufgetakelt wie die anderen. Du drängst Dich nicht vor. Ich habe Dir das sofort angesehen. Ich bin Kenner, mir macht keine was vor. Auch Deine ruhigen Kleider sind auffällig. Du bist geschickt — aber ich würdige das. Mich reizt das Diskrete an Dir. Unsereinen können dicke Farben nicht täuschen," wiederholte er befriedigt.

Ein anderer Herr stellte fest: „Ich könnte mit Dir ruhig in der Stadt spazieren gehen. Bist Du auf einer anderen Straße, als dem Heinrichsweg, weiß keiner Bescheid. Führte ich Dich in den Korso hinunter, ich könnte ruhig Damen der Gesellschaft grüßen."

Sie sah ihn bewundernd an.

Er schloß: „Zeigst Du Dich brav und gefügig, wäre ich imstand, Dich aus dieser Umgebung herauszuziehen. Ich liebe den Verkehr mit Frauen,

die eine Vergangenheit haben — wenn sie sie dann vergessen können."

„Und Staup?"

Er war erstaunt. „Was geht der uns an?"

Aber sie schüttelte den Kopf:

„Er ist mein Stern." Sie lächelte dünn und schwieg.

Dankbar ließ sie sich von einem Dritten sagen, daß ihr Alter unbestimmbar sei; jedenfalls sehe sie bedeutend jünger aus:

„Bei Frauen Ihrer Art weiß man nie, wie alt sie sind. Ich habe das oft beobachten können. Man darf auch nicht glauben, was sie sagen: sie wissen es kaum selbst mehr. Aber Ihnen sehe ich an, daß Sie wenig über dreißig sind."

Als sie am nächsten Abend das Haus verließ, fand sie denselben Herrn vor der Türe. Sie erkannte ihn gleich, denn sie hatte gestern über ihn noch nachgedacht.

Er näherte sich langsam:

„Ich führe Sie in ein Café mit Musik, wenn Sie wollen," fragte er unsicher.

Sie war einverstanden und trat erwartungsvoll in das Lokal. Sie wußte zwar nicht, ob sie Zeit

verlieren dürfe; eigentlich muß ich das alles als Arbeit auffassen. Sie lächelte und hatte ein Gefühl dankbarer Liebe für Staup. Erst seitdem ich weiß, daß ich arbeite, geht es mir gut. Ich bin glücklich, ich habe Aufgaben. Staup hat alles für mich gemacht. Er ist der einzige Mann. Sie sah noch andere Frauen, die sie gleich erkannte, an den Tischen und war nun ruhig, setzte sich mit Sicherheit und Vergnügen.

Das laute Leben hier gefiel ihr ungewöhnlich. Ich war etwas zu abgeschlossen bis jetzt —, und nahm sich vor, öfter herzukommen. Sie bemerkte Frauen allein sitzen: sie ruhn aus, dachte sie in zufriedener Erregtheit. Wenn ich einmal traurig und allein bin, komme ich sofort her. Wieder fiel ihr Paul Büchsenstein ein, sie fand ihn schäbig, lachte ihn laut aus, daß der Mann an ihrem Tisch überrascht den Kopf wandte. Aber er schwieg verlegen und gespreizt.

Leise nannte sie ihn den „Ungeschickten". Schon gestern fiel ihr auf, daß er so ungeschickt war. Er saß ziemlich dicht neben ihr und blickte starr auf die andere Seite. Sie prüfte sein rundes Gesicht



mit den Sommersprossen, das dunkel und glanzvoll gewellte Haar gefiel ihr eigentlich. Er trug einen grünlichen Anzug mit einer vernachlässigten Krawatte.

Wenn sie alle so nett wären wie er, fiel ihr ein. Sie freute sich über ihn.

Vornehm und angeregt bestellte sie einen Kaffee.

Der Ungeschickte wich ihrem Blick aus, schielte auf den Nebentisch und hustete:

„Nehmen Sie nicht lieber Eis?“ fragte er und zog sich gleich wieder zusammen.

Sie blieb beim Kaffee. Aber sie hatte das Bedürfnis, ihm zu zeigen, daß sie ihm gut sei. Sie gab ihm mit ihrem Fuß einen kleinen Stoß.

Er wich aus und versicherte zaghaft:

„Ich sitze übrigens jeden Abend in diesem Café. Hier sieht man zumindest etwas vom Leben und Treiben der Großstadt.“ Er seufzte.

Mit einem eigentümlich scheuen Blick von unten, den er dann sofort auf den Eingang richtete:

„Wie lang betreiben Sie diesen Beruf?“

„Nur kurze Zeit noch. Ich bin aber sehr zufrieden.“

Er kenne hier viele. Doch sie habe er gestern zum erstenmal gesehen. Sie sei ihm gleich aufgefallen. Ob sie schon viel verdiene?

„Viel mehr, als ich brauche.“ Sie wiederholte, wie um ihn zu beruhigen, herzlich, daß sie sehr zufrieden sei.

Aber der Ungeschickte schwellte plötzlich an. Er hielt eine große Ansprache an Elisabeth, geriet in wahrhafte Erregung, sagte zornig, das sei ein sozialer Jammer, den er nicht mehr mitansehen könne, und schielte besorgt auf einen Kellner.

Sie verstand nichts und war froh, daß er so lang sprach. Sicherlich war es wichtig und bedeutend, was er sagte. Es gefiel ihr äußerst, in eine lebhafte und aufregende Angelegenheit verwickelt zu werden, sie wünschte, er möchte noch lang reden und nickte eifrig.

„Und wieviel ersparen Sie sich?“

Sie winkte ihm mit den Augen freundlich und aufmerksam zu.

„Wenn Sie schon so zufrieden sind, daß Sie mehr verdienen, als Sie brauchen? So etwas höre ich selten.“

Sie warf den Kopf in den Nacken und öffnete ihm ihre weißen Zähne:

„Auch ich habe selten so ernste Worte gehört.“ Sie lächelte glücklich.

„Sie sind rätselhaft,“ sagte er verwirrt. Aber er nahm es wieder auf:

„Könnten Sie in einem Jahr soviel erspart haben, daß Sie das hier aufgeben?“

Sie runzelte vollkommen überrascht die Stirn. Es ärgerte sie, daß sie ihn nicht verstand und sie hatte plötzlich Angst, er könnte es bemerken:

„Alles gibt man einmal im Leben auf,“ sagte sie von fern. „Ich liebe alles, weil man es einmal aufgibt. Nichts möchte ich mir ewig wünschen.“

Er wurde eindringlich:

„Also dann sparen Sie doch.“

Sie sah ihn unsicher an und lächelte geschickt:

„Ich bin eine Verschwenderin. Viele Frauen haben mir das gesagt.“

„Sie gehen daran zugrund, hören Sie. Ich kann Ihnen nur angelegentlichst empfehlen: sparen Sie, sparen Sie möglichst noch mehr. Der Zweck heiligt die Mittel. In Stunden der Verzweiflung und

Reue sei dies Ihr Leitspruch. Selbst dieses Mittel würde sozusagen geheiligt, es klingt gewagt, ich weiß, wenn der Zweck der ist, Geld zu einem anständigen Lebenswandel zu ersparen. Wieviel Frauen haben das gleiche getan, und sind heute allgemein geachtet," fügte er mit einem Ausruf hinzu.

Aber sie sah ihn nun ernst und überlegen an und er schloß hilflos: „Ich sage immer allen Frauen, mit denen ich zusammenkomme, daß sie das doch aufgeben sollen."

„Ich fühle mich sehr wohl." Sie war immerhin gespannt.

„Das bilden Sie sich ja nur ein. Das ist das Unglück. Sie gehen total zugrund. So ein Leben, wie Sie es führen, ist kein Leben. Es ist jedenfalls menschenunwürdig. Auch der elendeste Mensch hat Anspruch auf ein besseres Leben, durchaus berechtigten Anspruch. Hören Sie zu, es ist schon viel, wenn Sie zuhören," er überstürzte sich ängstlich, „ich kenne die Verhältnisse genau. Ich weiß, wo das hinführt. Ich will es Ihnen nicht verraten, aus Mitleid, aber seien Sie gewarnt,

dringend gewarnt, und hören Sie, was ich Ihnen hiermit sage. Sie sparen, das ist schon etwas. Sparen Sie ein paar hundert Mark zusammen. Wie leicht können Sie das. Und machen Sie sich damit einen Laden. Einen Laden, der Ihnen gehört. Verstehen Sie dieses Glück zu würdigen: einen Laden, der Ihnen gehört." Er brach erschöpft ab.

„Sie sind gut," sagte sie ungewiß. „Aber was soll ich mit einem Laden machen, Ich brauche keinen."

Er schielte in das leere Glas und sein Mund ging wütend:

„Ich werde Ihnen helfen, ich kann Ihnen sehr gut helfen. Ich will Ihnen gleich im Sparen helfen. Ich komme zu Ihnen, so oft ich kann. Sie sollen nicht glauben" —, er unterbrach sich belegt —„aber ich lasse Ihnen immer etwas. Wir besprechen uns dabei. Ich helfe Ihnen mit Rat und Tat. Und ich meine es gut." Er sog tief Atem: „Mit sehr wenig, mit ein paar hundert Mark, können Sie sich schon, zunächst in einer weniger frequentierten Straße, einen Gemüse- oder Obstladen einrichten."

Elisabeth Heimer brach in ein lautes und ehrliches

Lachen aus. Sie konnte sich nicht mehr halten, denn sie fand ihn unendlich komisch. Alles wandte sich ihr zu, sie wurde rot und schwieg betroffen. Sie strich ihm herzlich über die Hand:

„Ich weiß nicht, was Du genau willst, aber es gefällt mir sehr, wenn Du sprichst. Alles, was Du sagst, finde ich tief. Aber ich kann doch kein Gemüse verkaufen, ich bitte Dich, mein Lieber." Sie war sehr angeregt und hatte eigentlich Lust, aufzustehen. Sie gab ihm wieder einen kleinen Stoß mit dem Fuß und sah ihn lustig an.

Doch er wich aus:

„Es muß nicht Gemüse sein. Wie können Sie sich so kleinlich daran halten."

Sie bereute schon, machte sich Vorwürfe:

„Ich finde es sogar sehr schön," erklärte sie unbestimmt.

Er fuhr tadelnd fort:

„Alles kommt nur auf den Ernst an und die Konsequenz, mit der man ein Geschäft betreibt. Es kann auch eine Milchwirtschaft sein. Auch dazu sparen Sie sich bald das Geld zusammen. Einmal machen Sie auch das Glück, finden einen

Mann, der Sie heiratet. Das ist alles schon dagewesen. Gott sorgt für Kinder, auch das ist schon dagewesen. Sie würden zu sich kommen in einem trauten Nest," schloß er weich und fett.

Es schmerzte sie, daß dieser Mann, den sie so gern hatte, unmögliche Dinge von ihr verlangte. Sie nahm sich vor, ihn zu belohnen; sie verstand, daß er jedenfalls es sehr gut mit ihr meinte.

Da er betreten schwieg, rief sie nach dem Kellner.

Draußen hing sie sich leicht in seinen Arm und beugte mehrmals den Kopf vor, um ihm ins Gesicht zu lächeln. Sie hätte gern, daß er wieder in gute Stimmung komme.

„Du machst Dir unnötige Sorgen, Lieber. Mit dem Geld habe ich ja eigentlich nichts zu tun. Ich habe einen guten Freund, der schon viel für mich gemacht hat. Erst vor ein paar Tagen hat er mir schöne neue Schuhe gekauft." Vor einer Laterne blieb sie stehen und hob den Fuß, um sie ihm zu zeigen.

Sie preßte seinen Arm an ihre Brust und sagte leise: „Es ist mir so lieber, daß ich nicht das Geld behalte. Ganz im geheimen finde ich ja doch, daß

es ein wenig merkwürdig verdient ist. Es ist Arbeit wie jede andere, natürlich, aber eigentlich arbeitet ja auch der Mann."

„Sie sind eine Verlorene," zischte der Ungeschickte und stieß sie leicht von sich.

Aber sie blieb in seinem Arm hängen, legte das Gesicht ganz nah an ihn und hatte ein Bedürfnis, ihn wieder zu gewinnen. Sie machte sich heftige Vorwürfe, daß sie ihn bisher den Ungeschickten genannt habe, deutlich war ihr, daß er ihretwegen litt. Sie sog froh die Luft ein:

Alle meinen es gut mit mir, dachte sie leise und glücklich. Sie hatte ein weites Gefühl: alle Männer wollen mein Glück, außer Paul Büchsenstein. Sie sah plötzlich in einer Reihe mehrere Männer vor sich stehen, die ihr freundlich zulächelten. An ihrer Spitze stand Staup. Ihm verdankte sie ja alles. Ganz fern schimmerte die Erscheinung des alten Arztes. Sie hatte ein schlechtes Gewissen und sah weg. Und dann fiel ihr wieder der Ungeschickte ein. Mit einem starken, guten Entschluß nahm sie sich vor, alle Liebe, die ihr zuteil wurde, an ihm zu vergelten. Sie wollte unbedingt, daß er wieder lächele. Wie

konnte sie ihn so erzürnen. Unter einem plötzlichen Druck griff sie nach seiner Hand und küßte sie.

Im Zimmer schmiegte sie sich an ihn wie eine junge Frau. Sie nahm seinen Kopf in beide Hände, sah ihm ernst und groß in die Augen und küßte ihn sogar auf die Stirn. Sanft schmolz er nun vor ihrer warmen menschlichen Nähe, die er bisher nie gespürt hatte.

Er war ergriffen.

„Meine Erfahrungen mit diesen Frauen datieren seit langen Jahren," fiel ihm ein. Er seufzte ungeschickt. „Aber diese Frau ist anders, fast könnte ich sie lieben." Betroffen hielt er ein:

„Ist das Liebe. Jedenfalls könnte ich etwas für dieses Mädchen tun." Sie empfand es sofort dankbar und hingegeben. Er blieb lang.

Als sie dann allein im Bett blieb, hatte sie das neue, dumpfe Gefühl einer dämmernden Müdigkeit. Es tat ihr wohl. Sie dachte kurz an den geringen Gewinn: sollte sie noch einmal hinuntergehen? Und noch bevor sie sich entschließen konnte, einen Versuch zu machen in dieser vorgerückten Nacht, schlief sie ein, leise und mit einem glücklich-erstaunten Mund.

VIII.

Am nächsten Morgen war Staup wütend:

„Drei Mark?“ schrie er und warf die Geldstücke auf den Tisch.

„Die neuen Schuhe sind nicht zum Faulenzen.“ Er gebrauchte maßlose Ausdrücke, die sie nicht kannte. Im übrigen werde er sie von nun an bewachen. Sie scheine nicht zu wissen, was sie ihm schulde.

„Cha —, da kennst Du mich schlecht.“ Er fing plötzlich zu rasen an und schlug sie.

Sie machte sich große Vorwürfe. Sie wußte sich

sofort schuldig. Auf jeden Fall mußte sie ihn wieder versöhnen.

Er war jetzt immer dicht hinter ihr. Sobald sie ihn erspähte, fing sie zu schaukeln an. Sie suchte angestrengt, sich an alles zu erinnern, was er liebte.

Hatte sie Besuch, wartete er in der Küche. Der Husten stellte sich schärfer ein: doch sie unterdrückte ihn angestrengt vor Staup.

Er fing jetzt an, auch manchmal in den frühen Nachmittagsstunden zu kommen. Er weckte sie, brachte jemanden mit und ging. Sie hatte verdienstreiche Tage, und es machte sie traurig, daß er sie nicht lobte. Sie erhöhte ihre Bemühungen. Um alles wollte sie ihn wieder zufrieden sehn. Doch er blieb streng und verschlossen.

„Ich spiele nicht," sagte er mehrmals und bös.

Aber er entdeckte jetzt, daß ihr Aussehen sich rasch verschlechterte. Er trieb sie ins Freie.

„Das färbt die Wangen. Wie willst Du arbeiten, wenn Du keine Kraft hast? Kennt dieses Weibsvolk nichts anderes als den Heinrichsweg?"

Sie sah es ein und machte Spaziergänge, erst ins Freie, doch blieb sie bald in der Stadt. Vergnügt



entdeckte sie, daß sie schon lang keinen Gang gemacht hätte, der nicht zur Arbeit gehörte. Sie liebte unbedingt die Arbeit. „Ich könnte ohne sie nicht mehr leben," durchstrich es sie deutlich. „Aber man muß auch kleine Pausen machen."

An solchen Tagen schritt sie ohne Plan durch die Stadt und erkannte Straßen und Geschäfte wieder, die sie schon vergessen hatte.

Sie spürte ganz fern eine Zeit liegen, in der sie einmal lebte. Aber sie erinnerte sich nur dunkel und vergessen. Verglich sie sie dann mit heute, war sie verblüfft, wie sie ein so langsames und arbeitsloses Leben hatte führen können.

„Es sind in mir sehr viele Anfänge," überzog es sie plötzlich, und sie schwankte leise auf den Füßen. Bald kam die aufgeräumte Erregtheit wieder, und sie gestand sich mehrmals, daß sie sehr glücklich sei. Sie wußte nichts Genaues. Leise schloß sie die Fäuste und hatte den Wunsch, in die Straßen zu schreien: „Ich lebe." Unbeweglich und lang stand sie auf einem Platz, mit starrem Gesicht. Sie machte kleine Schritte und ging schließlich weiter, wie unter einem fremden

Antrieb. Es kam ihr dabei vor, sie schwebte. Sie beobachtete sich selbst, leise abwartend und begeistert.

Langsam löste es sich in ihr. Mit einem nachtwandlerischen Gefühl der Sicherheit sah sie sich um. Sie suchte einen Zusammenhang, sie mußte eine solche Stunde schon gehabt haben. Aber sie fand sie nicht in ihrem Leben. Dünn fiel ihr das Caféhaus ein. Sie schüttelte den Kopf. Jetzt wußte sie deutlich und wortlos, daß sie sich steigere.

Immerhin saß der Ungeschickte in ihrer Erinnerung nun fest. Aber sie lobte sich streng, daß sie ihm auswich.

Er wollte jeden Abend kommen! Sie blieb wieder stehen und dachte nach. Mit einer Handbewegung, die sie nicht tat, schob sie ihn von sich. Jetzt sah sie ihn deutlich herunterfallen. Er trieb sich in einem Abgrund herum, hockte neben einem Gemüseladen und schielte zu ihr herauf. Sie hörte seine komischen Reden fern, warf schließlich ein Lächeln hinunter und schwebte auf festen Füßen weiter.

Der harmonische Rhythmus verließ sie nicht

mehr, während sie durch die lauten und bewegten Straßen schritt. Sie sagte sich erstaunt: Die Welt ist groß, und ihr war, als atmete sie diese Größe in ihre Lungen ein.

Staup kam am Abend, sie abzuholen:

„Ich spüre alles mit meinen Lungen," sagte sie dankbar. „Es gibt nichts, was so stark ist und wohltut, wie die Luft." Sie sah ihn glanzvoll an.

„Zunächst schaffen wir die Aufwärterin ab, meine Liebe. Solche Verdienste haben Eure Schönheit nicht. Das eine Zimmer können Sie schon zurechtmachen."

Sie gab es gleich zu, sie habe schon selbst daran gedacht. Aber er blieb streng:

„Das Essen bringe ich, immer für ein paar Tage. Glaubst Du, daß Du die Einzige bist?"

In diesem Augenblick durchschnitt sie die Gewißheit, daß er sie nicht mehr liebe. Er ging barsch und sie fand kein Wort. In der Nacht allein, fing sie zu weinen an.

IX.

Ihre Gedanken liefen in einem Kreis. Sie konnte keinen festhalten. Sie dachte erstaunt, es drehe sich ein Rad hinter ihrer Stirn. In seiner Mitte stand Staup, er wollte sie schlagen und sah sie bös an. Der Eindruck vertiefte sich und drückte schmerzliche Spuren ein.

Sie sprang aus dem Bett und lief halbgekleidet auf die Straße. Sie irrte umher und kehrte gehetzt zurück. Es stand drohend vor ihr, daß sie ihn verloren habe. Aber sie verstand nicht, warum, dachte angestrengt und vergeblich.

Sie entdeckte, daß sie sich schlecht fühle, ihre Schwäche fiel ihr auf. Sie nahm rasch zu und sie verstand plötzlich klar, sie werde sterben, weil er sie nicht mehr liebe.

Hilflos stand sie am Fenster stundenlang, hatte nicht mehr das Bewußtsein, daß sie denke. Sie beobachtete, wie vor ihren Augen alles erlosch. Sie sah keine Farben, stellte es deutlich fest. Aber es ging weiter durch sie, daß sie ohne ihn nicht leben könne. Der Gedanke drang ein mit den Tagen, blieb schließlich in ihr haften und durchstrich sie ohne Unterbrechung, ratlos und schleppend.

Kam einmal Staup, war er kurz. Richtete er seinen Blick auf sie, erschrak sie und mußte husten.

Einmal sagte er, er habe sie in Verdacht und ging polternd. Sie verfolgte ihn mit den geängstigten Augen eines Tieres. Sie suchte mühsam, ihn zu verstehn. Aber es stellte kein einziger Gedanke sich ein.

Einmal auf der Straße, stand sie plötzlich vor Mary. Es war zu spät, ihr auszuweichen.

Sie erschraken beide und blickten sich stumm in die Augen.

„Elisabeth—" Mary ließ ihre Hand nicht los.

Elisabeth schwieg. Sie sah lauernd auf Frau Staup.

„Es geht mir gut, Mary." Wie alt sie geworden ist, dachte sie leise.

Mary standen die Tränen in den Augen:

„Warum bist Du damals davongegangen?"

„Ich war ja fast gesund."

„Du warst es nicht. Und Du bist immer noch sehr krank. Ich sehe es Dir an."

Da die andere schwieg:

„Der alte Arzt hat gleich nach mir geschickt, als Du geflohen warst. Das war feig und häßlich, Elisabeth. Aber ich konnte ihm ja selbst nicht sagen, wo Du seist. Du hast Dich auch vor mir versteckt. Ich begreife das alles nicht. Er war rührend, der Arzt!" Sie schluchzte nun laut und fiel der andern unvermittelt um den Hals.

Einen Augenblick hielt Elisabeth sie fest:

„Es war feig, Du hast recht. Ich sehe es jetzt. Aber es war notwendig." Sie hielt sich und weinte nicht. Dann sagte sie leise:

„Der Arzt hat mich vertrieben, Mary. Ich ertrug das Gefängnis nicht länger."

„Es war doch kein Gefängnis." Mary hielt sie bestürzt in den Armen. „Er liebte Dich, Kind. Ich muß es Dir jetzt sagen. Er gestand es mir selbst, daß er Dich liebe."

„Es war ein Gefängnis. Dieses Zimmer, immer das alte Zimmer. Und immer nur er und Du. Ich ertrug es nicht länger. Ich könnte es auch heute nicht ertragen. Selbst seine Güte, seine guten Augen, waren mir ein Gefängnis. Ich brauche die Freiheit, Mary, ich brauche sie unbedingt. Auch seine Liebe, Mary, ich sage es Dir jetzt, seine Liebe war mir ein Gefängnis." Sie schloß geheimnisvoll, aber unsicher: daß in ihr sehr viele Anfänge seien.

„Er hätte Dich sogar geheiratet."

„Und ich muß wissen, was mit mir geschieht. Ich kann nicht sitzen, ich stürbe. Ich könnte Dir nur sagen: in mir sind sehr viele Anfänge. Aber das verstehst Du nicht."

Mary erklärte, alles sei sinnlos im Leben. Sie fragte zaghaft:

„Wo wohnst Du jetzt?"

Elisabeth wich aus. Sie sah die andere lang an. Dann gestand sie langsam und sehr ernst:

„Ich habe etwas furchtbar Böses getan. Es muß eine große Sünde sein. Aber ich weiß nicht, was es ist."

Die andere zitterte am ganzen Körper:

„Du bist sehr krank. Du mußt gleich mit mir zum Arzt. Du darfst nicht allein sein. Es wäre ein Verbrechen, Dich allein zu lassen."

Doch Elisabeth wiederholte dünn und kaum hörbar:

„Es muß ein Verbrechen sein, Mary. Aber ich weiß nicht, was. Das Leben ist streng und es verlangt immer einen gerechten Schluß. Es ist groß, aber es ist streng." In ihre Augen kam etwas Entgeistertes, das sie durchsichtig verglaste:

„Die Welt ist groß, aber streng. Und ich habe ein Verbrechen begangen. Ich werde sterben, und ich weiß nicht den Grund. Ich will eine große Strafe tragen." Sie suchte in den Augen der Freundin und hatte eine unheimliche Stimme: „Sage mir nur, was ich getan habe."

Mary hielt sie fest, auf das äußerste betroffen. Sie spürte die andere in ihren Armen schlapp hängen. Sie bat dringend: „Wohne bei mir, Elisabeth. Ich habe soviel Platz. Niemand wird Dich stören. Ich

werde Dich pflegen. Du hast Pflege nötig, dann wird alles gut. Mein Mann ist wieder seit langem verreist."

Sie riß sich los:

„Wie? Dein Mann ist doch hier." Aber sie hatte plötzlich Angst und schwieg.

„Er war nur auf zwei Tage hier. Jetzt habe ich ihn schon seit Wochen nicht gesehen."

„Ich werde Dich besuchen, Mary, ich werde Dich sehr bald besuchen."

Sie umfing sie wieder, schluchzend und wild, und machte einen Aufschrei, den Mary nicht verstand. Im nächsten Augenblick entwandt sie sich und lief davon. Sprachlos sah Mary ihr nach, bis sie verschwand.

Die Begegnung hatte sie äußerst angegriffen. Sie legte sich sofort ins Bett.

Bei Nacht konnte sie nicht schlafen. Erst zu Mittag stand sie beschwerlich auf und fand Milch. Sie vertrug nur wenig.

Sie hatte eine trübe Vorstellung, daß sie nicht mehr sei. Fast fragte sie sich, ob sie noch einen Körper habe? Es stellten keine anderen Gedanken sich mehr ein.



Sie grübelte in eine bestimmte, eingeschlossene Richtung, unablässig und vergeblich. Ganz schwach stieg die Angst in den Hals, sie werde sterben, ohne es zu wissen.

Sie lag zwei Tage mit verfliehendem Bewußtsein. Am ganzen Körper, vorzüglich im Magen und Rachen, doch nur in andeutenden Erinnerungen, empfand sie Schmerzen.

Die Tür brach einmal ein, verschwommen erkannte sie Staup vor ihrem Bett. Sie verstand, daß er schrie und hörte dunkel einen Fluch. Er hob in großer Drohung die Faust, sie sah ihn regungslos an. Von ihren verfallenden Augen gehalten, wandte er sich ab.

Sie dachte lang und mit vollkommenster Anstrengung gesammelt. Und sie erzwang aus den Trübnissen vor sich ein sehr dünnes Licht. Doch es überflutete sie plötzlich. Fern und unerreichbar wußte sie einen Augenblick, da sie Staup hätte warnen sollen vor sich: sie sei vielleicht noch nicht gesund. Aber sie liebte ihn und schwieg.

Sie verstand ihre Schmerzen jetzt. Und als ob sie das entfernte, verklärte sich ihr Herz: sie

wußte sich leicht werden, wie eine Wolke. Und empfand erschöpft: ich lebe.

Das Leben ist groß und streng und es rundet sich immer. —

Im Augenblick, da sie verschied, einundzwanzigjährig, segelte leise der Gedanke, es sei gerecht.

GEDRUCKT IN DER
OFFIZIN IMBERG & LEFSON
BERLIN